

KATHERINE ANNE PORTER

Das Narrenschiff

KATHERINE ANNE PORTER

Das Narrenschiff

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von Susanna Rademacher*

*Überarbeitete und kommentierte
Neuausgabe*

Nachwort von Elke Schmitter

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

Für Barbara Wescott

1932

*Paris, Rambouillet, Davos Platz,
Salzburg, München,
New York, Mulhocaaway, Rosemont*

1962

Der Titel dieses Buchs, «Das Narrenschiff», ist von Sebastian Brant (1457–1521) übernommen, dessen moralische Allegorie im Jahre 1494 in lateinischer Sprache unter dem Titel «*Stultifera Navis*» zum ersten Mal erschien. Ich habe sie im Sommer 1932 in Basel gelesen, noch erfüllt von den Eindrücken meiner ersten Überfahrt nach Europa. Als ich dann über meinen Roman nachzudenken begann, beschloss ich, dieses fast universale, einfache Sinnbild zu übernehmen: das Schiff dieser Welt auf seiner Fahrt in die Ewigkeit. Es ist keineswegs neu – schon vor Sebastian Brant war es ein altbewährtes, vertrautes Symbol. Aber es drückt genau das aus, was ich sagen will: Ich bin ein Passagier auf diesem Schiff.

Katherine Anne Porter

Personen

an Bord der «Vera», Norddeutscher Lloyd, auf der Fahrt von Veracruz, Mexiko, nach Bremerhaven, Deutschland, von 22. August bis 17. September 1931

Deutsche

THIELE, Schiffskapitän

DR. SCHUMANN, Schiffsarzt

Der Zahlmeister und ein halbes Dutzend junge Schiffsoffiziere

Frau RITTERSDORF, die ein Tagebuch führt

Frau OTTO SCHMITT, kürzlich in Mexiko verwitwet

Herr SIEGFRIED RIEBER, der Herausgeber einer Fachzeitschrift für Damenbekleidung

Fräulein LIZZI SPÖCKENKIEKER aus Hannover, in der Damenbekleidungsbranche tätig

Herr PROFESSOR HUTTEN } Ehemaliger Leiter einer deutschen
Frau PROFESSOR HUTTEN } Schule in Mexiko und seine Frau; mit
ihnen reist ihre weiße Bulldogge BÉBÉ

Herr KARL BAUMGARTNER } Rechtsanwalt aus Mexico City, hoff-
Frau BAUMGARTNER } nungsloser Trinker; seine Frau GRETA
HANS BAUMGARTNER } und ihr achtjähriger Sohn

Herr KARL GLOCKEN, ein Buckliger, der seinen kleinen Tabak- und Zeitungskiosk in Mexiko verkauft hat und nach Deutschland zurückkehrt

Herr WILIBALD GRAF, todkranker Religionsfanatiker, der über heilende Kräfte zu verfügen glaubt

JOHANN, sein Neffe und Pfleger

Herr WILHELM FREYTAG, der mit einer Ölgesellschaft in Mexiko «zu tun» hat und nach Deutschland fährt, um seine Frau und seine Schwiegermutter nachzuholen

Herr JULIUS LÖWENTHAL, jüdischer Fabrikant und Vertreter von katholischen Devotionalien, der auf Besuch zu seiner Kusine Sarah in seine Heimatstadt Düsseldorf fährt

Schweizer

Herr HEINRICH LUTZ }
Frau LUTZ } Hotelier aus Mexiko, der nach elf Jahren
ELSA LUTZ } in die Schweiz zurückkehrt, zusammen
mit seiner und ihrer achtzehnjährigen
Tochter

Spanier

Eine *Zarzelatruppe*, bestehend aus Sängern und Tänzern, die sich als Zigeuner bezeichnen und nach Spanien zurückkehren, nachdem sie in Mexiko gescheitert sind

Frauen: AMPARO, LOLA, CONCHA, PASTORA

Männer: PEPE, TITO, MANOLO, PANCHO

Kinder: RIC und RAC, Junge und Mädchen, Lolas sechsjährige Zwillinge

LA CONDESA, heruntergekommene Aristokratin, die viele Jahre in Kuba gelebt hat und als politisch Verbannte nach Teneriffa deportiert wird

Kubaner

Sechs kubanische Medizinstudenten auf der Reise nach Montpellier

Mexikaner

Frisch vermähltes Paar aus Guadalajara, Mexiko, auf Hochzeitsreise nach Spanien

Señora ESPERÓN Y CHAVEZ DE ORTEGA, Frau eines Attachés bei der Mexikanischen Gesandtschaft in Paris, reist mit ihrem neugeborenen Säugling und dem indianischen Kindermädchen NICOLASA

Pater GARZA }
Pater CARILLO } *Katholische Priester* auf der Reise nach Spanien

Politischer Agitator, ein dicker Mann in kirschrotem Hemd, der singt

Schweden

ARNE HANSEN, der mit Herrn Rieber auf Kriegsfuß steht

Amerikaner

WILLIAM DENNY aus Texas, junger Chemieingenieur, auf der
Reise nach Berlin

MARY TREADWELL, fünfundvierzigjährige geschiedene Dame, die
nach Paris zurückkehrt

DAVID SCOTT } ein junges, unverheiratetes Pärchen, beide Kunst-
JENNY BROWN } maler, auf ihrer ersten Europareise

Zwischendeckpassagiere

Achthundertsechundsiebzig Seelen, und zwar Spanier: Männer, Frauen und Kinder, die für die Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen nach Kuba geholt wurden und infolge der Krise auf dem Zuckermarkt jetzt auf die Kanarischen Inseln und in verschiedene Regionen Spaniens (wo immer sie herkamen) zurückbefördert werden

Kabinenbelegung der Passagiere I. und II. Klasse

Frau RITTERSDORF

Frau SCHMITT

Mrs TREADWELL

Fräulein SPÖCKENKIEKER

JENNY BROWN (Jenny-Angel)

ELSA LUTZ

Pater GARZA

Pater CARILLO

WILHELM FREYTAG
ARNE HANSEN

DAVID SCOTT (David-Darling)
WILLIAM DENNY
KARL GLOCKEN

WILIBALD GRAF
JOHANN, sein Neffe

Herr RIEBER
Herr LÖWENTHAL

Señora ORTEGA
Kinder mädchen und Säugling

LA CONDESA (allein)

Braut und Bräutigam

Herr LUTZ
Frau LUTZ

PROFESSOR HUTTEN
Frau HUTTEN
Bulldogge BÉBÉ

KARL BAUMGARTNER
Frau BAUMGARTNER
HANS BAUMGARTNER

Die sechs kubanischen Studenten (in zwei benachbarten Kabinen)

Die Zarzuelatruppe:
MANOLO und CONCHA
TITO und LOLA mit RIC und RAC
PEPE und AMPARO
PANCHO und PASTORA

I Einschiffung

«Quand partons-nous
vers le bonheur?»¹

Baudelaire

August 1931. – Für Reisende ist die Hafenstadt Veracruz ein kleines Fegefeuer zwischen Land und Meer, ihre Bewohner aber sind sehr stolz auf sich und ihre Stadt, die zum Teil ihr Werk ist. Ihr Dasein wird von den örtlichen Sitten und Gebräuchen bestimmt, die ihre Geschichte und Wesensart widerspiegeln, und in der angenehmen Vorstellung, ihre Gewohnheiten und Gefühle wären über jede Kritik erhaben, führen sie ihr abwechselnd gewalttätiges und lethargisches Leben in einer erfreulichen Verachtung für die Meinung Außenstehender.

Wenn sie eines ihrer zahlreichen privaten und öffentlichen Feste gefeiert haben, veröffentlichen die Zeitungen lyrische Ergüsse über den fröhlichen Verlauf, über die Üppigkeit und aristokratische Vornehmheit – zwei Ausdrücke, die sie für Synonyme halten – der Dekoration und Bewirtung; und sie können nicht genug rühmen, wie gewandt und feinfühlig die gute Gesellschaft zwischen feinsten Lebensart und zwanglosem Amüsement zu balancieren verstehe – ein Geheimnis der Welt von Veracruz, das die provinzielle Gesellschaft des Hinterlands mit bitterem Neid und überdies erfolglos nachzuahmen sucht. «Nur unsere Bevölkerung versteht sich frei und doch zivilisiert zu amüsieren», schreiben sie und fahren fort: «Wir sind ein großzügiger und warmherziger, ein gastfreier und feinfühligler Menschenschlag.» Solche Auslassungen sind nicht nur für die Leser in der eigenen Stadt bestimmt, sondern auch für die polyglotten Barbaren² der Hochebene, die allen Gegenbeweisen zum Trotz Veracruz nur als ein verpestetes Hafennest betrachten.

Vielleicht ist in dieser streitbaren Betonung feiner Lebensart ein klein wenig Unsicherheit zu spüren, genau wie in der systematisch

brutalen Behandlung, die für gewöhnlich den Passagieren zuteil wird, die auf dem Weg zu der vorübergehenden Geborgenheit eines im Hafen wartenden Schiffs durch die Hände der Veracruzanos gehen müssen. Die Durchreisenden haben keinen anderen Wunsch, als dieser Stadt den Rücken zu kehren, und die Leute von Veracruz wünschen sich nichts sehnlicher, als sie wieder los zu sein – aber erst, nachdem sie alle erdenklichen Zölle, Gebühren, Erpressungs- und Bestechungsgelder aus ihnen herausgequetscht haben, die der Stadt und ihren Bürgern zustehen. In den Augen des Durchreisenden ist Veracruz wirklich eine typische Hafenstadt, zynisch von Natur und schamlos durch Erfahrung, die sich den Fremden hemmungslos von ihrer schäbigsten Seite zeigt; neun von zehn dieser Passagiere sind Schafe, die danach blöken, geschoren zu werden, und der zehnte ist ein Schurke, und es wäre ewig schade, ihn nicht zu begaunern. Jedenfalls muss man zusehen, aus jedem so viel Geld wie möglich herauszuholen, und die Zeit dafür ist immer knapp.

In der weißglühenden Hitze eines frühen Augustmorgens schlenderten einige friedliche Bürger in weißen Leinenanzügen im stau-bigen Schatten der nachtduftenden Goldkelchsträucher über den hartgedörrten Boden der Plaza und ließen sich auf der Terrasse des «Palacio»-Hotels nieder. Sie streckten die Beine, um ihre Schuhsohlen abzukühlen, begrüßten den schmuddeligen kleinen Kellner mit Namen und bestellten eisgekühlte Limonade. Sie alle waren seit Generationen zusammen aufgewachsen und hatten gegenseitig ihre Kusinen, Schwestern oder Tanten geheiratet; jeder wusste über die Geschäfte jedes anderen Bescheid, jeder erzählte jedem anderen jeden Klatsch, der ihm zu Ohren kam, und ließ sich das Erzählte geduldig wiedererzählen, ja, man leistete einander bei der Geburt solcher Geschichtchen mit der intimen Sachkenntnis einer Hebamme Hilfestellung. Und doch trafen sie sich hier fast allmorgendlich auf dem Weg in ihre Läden oder Büros zu einer letzten Rast vor dem Ernst der Tagesarbeit, um über die neuesten Ereignisse auf dem Laufenden zu bleiben.

Der Platz war menschenleer bis auf einen ausgemergelten kleinen Indio, der unter einem Baum auf einer Bank saß, einen Bauern

in vergilbten weißen Baumwollunterhosen, langem Hemd und mit einem breitrempigen alten Strohhut, den er über die Augen gezogen hatte. Seine Füße mit den brüchigen Zehennägeln und rissigen Fersen, in Sandalen mit vielfach zerrissenen und wieder verknöteten Lederriemen, lagen artig nebeneinander auf dem grauen Erdboden. Er saß aufrecht mit verschränkten Armen da und schien zu schlafen. Mit einer trägen Bewegung schob er seinen Hut zurück, zog aus seinem geflochtenen blauen Baumwollgürtel ein Päckchen kalte Tortillas und begann zu essen; er blickte um sich oder starrte in die Ferne, während er entschlossen die breiten Zähne in das zähe Backwerk grub und es ohne Genuss kaute und schluckte. Die müßigen Männer auf der Terrasse nahmen ihn nur als Bestandteil der Szenerie wahr, und er schien sie gar nicht zu bemerken.

Der Bettler, der sich jeden Tag pünktlich mit den ersten Gästen auf der Terrasse einstellte, kam, die Stümpfe seiner vier Gliedmaßen in lederne Kappen eingebunden, halb watschelnd, halb kriechend um die Ecke. Er war, als Vorbereitung auf seinen Beruf, in früher Jugend von einem Meister seines Faches so raffiniert verstümmelt und deformiert worden, dass er kaum noch einem menschlichen Wesen ähnelte. Stumm und halb blind kam er näher, die Nase fast am Boden, als folgte er einer Fährte; hin und wieder machte er eine Ruhepause und wiegte langsam seinen hässlichen zottigen Kopf in unerträglichem Leid. Die Männer am Tisch blickten flüchtig zu ihm hin wie auf einen Hund, der selbst für einen Fußtritt zu abstoßend ist, und er wartete neben jedem einzelnen geduldig auf das Klirren der kleinen Kupfermünzen, die in den klaffenden Lederbeutel an seinem Hals geworfen wurden. Wenn einer der Männer ihm eine ausgepresste Limonenhälfte hinhielt, setzte er sich auf die Schenkel zurück und ließ sich die Frucht in den aufgesperrten grässlichen Mund stecken, um dann mit malmenden Kiefern wieder vornüber zu fallen. Endlich kroch er über die Straße zur Plaza und legte sich unter die Bäume hinter dem kleinen Indio, der den Kopf nicht nach ihm wandte.

Die Männer sahen ihm träge und ausdruckslos nach, wie etwa einem vor dem Wind hertreibenden Stück Abfall; dann schweifete

ihr Blick ebenso träge, aber sachverständig musternd zu den Gruppen von Arbeiterinnen, die in buntgemusterten Baumwollfächchen, mit grell rosafarbenen oder blauen Zelluloidkämmen im schwarzen Haar, zur Arbeit gingen; weiter dann zu den Mädchen der besseren Gesellschaft, die in vorschriftsmäßiger Kirchenkleidung – duftigen schwarzen Kleidern und feinen schwarzen Spitzenmantillen über hohen Schildpattkämmen – langsam, schon ihre breiten schwarzen Fächer entfaltend, über den Platz zur Messe gingen.

Als auch das letzte Mädchen verschwunden war, wanderten die Blicke der Müßiggänger zu den vertrauten possierlichen Geschöpfen auf den nächstgelegenen Fensterbrettern und Balkonen. Ein großer grauer Kater kauerte wachsam im Fenster seines Hauses und starrte zu seinem Feind, dem Papagei, hinüber, diesem aufdringlichen Gesellen mit der menschlichen Stimme, der ihn schon so oft mit der Aufforderung betrogen hatte, sich bei ihm etwas zu fressen zu holen. Der Papagei wiederum äugte mit schiefem Kopf aus seinem bronze-achat-farbenen Auge zu dem Affen hinüber, der ihn täglich von morgens bis abends in einer unverständlichen Sprache zu verhöhnen pflegte. Der Affe sprang von der benachbarten Balkonbrüstung, soweit seine Kette es zuließ, nach dem Papagei, und der kreischte und flatterte und zerrte an seiner Beinfessel. Dann hangelte sich der Affe gelangweilt zu seinem Balkon zurück, während der Papagei mit aufgeplustertem Gefieder eintönig vor sich hinfluchte. Der Geruch der aufgebrochenen Kokosnüsse im Korb des Händlers auf dem Gehsteig verlockte den Affen dazu, hinunterzuspringen. Er schaukelte in ohnmächtiger Wut an der Fessel um seine schlanke Mitte und kletterte schließlich an der eigenen Kette wieder hinauf.

Eine Frau streckte ihren nackten Arm aus dem Fenster und reichte dem Papagei eine überreife Banane. Der Papagei nahm sie mit kurzem Dankeskrächzen und fraß sie auf, den böse drohenden Blick auf den vor Gier und Angst schnatternden Affen geheftet. Der Kater, der die Freiheit besaß, nach Belieben zu kämpfen oder zu fliehen, und darum die beiden anderen verachtete und keinen

von ihnen fürchtete, wurde vom Geruch des halb verdorbenen rohen Fleisches aufgestört, das in großen Stücken in der kleinen Metzgerbude unter ihm hing. Sogleich glitt er über das Fensterbrett und ließ sich lautlos auf die Fleischabfälle zu Füßen des Metzgers fallen. Ein rüddiger Hund sprang knurrend nach dem Kater, und es gab eine prächtige Verfolgungsjagd mit viel Gekläff und Gefauch, bis der Kater sich auf dem nächsten Baum der Plaza in Sicherheit brachte und der Hund in seiner blinden Raserei über die malträtierten Füße des auf der Bank sitzenden Indios stolperte. Der Indio holte, fast ohne sich zu bewegen, mit einer unnachahmlich flinken und ökonomischen Kniebewegung aus und versetzte dem Hund mit der harten Kante seiner Sandale einen Tritt in die mageren Rippen. Der Hund lief, unentwegt heulend, zur Metzgerbude zurück.

Einer der Männer gähnte ausgiebig, schüttelte die zerknittert vor ihm liegende Zeitung und musterte noch einmal die ganzseitige Fotografie des zerfetzten, ausgeweideten Leichnams, der im Patio des Schwedischen Konsulats neben dem kleinen Bombenkrater vor einem Hintergrund von Topfpflanzen und geflochtenen Vogelkäfigen lag. Schließlich war nur ein Diensthote, dieser junge Indio-Boy, bei der Sache ums Leben gekommen. Das Gesicht war unversehrt, die weit offenen Augen hatten einen friedlich-melancholischen Ausdruck, und eine Hand lag zierlich gespreizt auf einem Eingeweideklumpen neben ihm. An einem Tisch in der Nähe stand ein Mann auf, um sich vorzubeugen und das Bild zu betrachten; er schüttelte den Kopf. Er war ein älterer Mann mit ölig glänzendem, dunklem Gesicht, sein weißer Leinenanzug und sein weicher Kragen waren durchgeschwitzt. «Ist doch eine scheußliche Sache», bemerkte er ziemlich laut, «ein Versehen, wie gewöhnlich.»

«Natürlich, das steht auch in der Zeitung, nur etwas wortreicher», sagte der Jüngere zustimmend. Sie vertieften sich in den Leitartikel. Der Schreiber war fest überzeugt davon, dass niemand in ganz Mexiko, am allerwenigsten in Veracruz, den Wunsch habe, dem schwedischen Konsul auch nur ein Haar zu krümmen, denn dieser habe sich als zuverlässiger Freund der Stadt und als der zivi-

lisierteste und achtbarste all ihrer ausländischen Einwohner erwiesen. Die Bombe sei in Wirklichkeit für einen reichen, gewissenlosen Hauswirt im Nebenhaus bestimmt gewesen, sei aber durch einen verhängnisvollen Irrtum, den man nicht scharf genug verurteilen könne, auf dem falschen Grundstück explodiert. Solche unglücklichen Zufälle – das sah der Schreiber völlig ein – könnten zu internationalen Zwischenfällen von äußerster Tragweite führen. Die Stadt Veracruz beeile sich daher, dem Konsul und der großen, friedliebenden Nation, die er vertrat, ihr wärmstes und aufrichtigstes Bedauern auszusprechen, und sie sei sogar zu jeglichem Schadenersatz bereit, den die Diplomatie zwischen Regierungen in solchen Fällen gebiete. Glücklicherweise sei der Konsul selbst zur Zeit der Explosion nicht im Hause gewesen, sondern habe den Nachmittag mit seiner Familie bei Aquavit und Limonensaft im Hause eines Freundes zugebracht. Alle Bürger von Veracruz hegten die Hoffnung, dass der schwedische Konsul sich herbeilassen werde, über diesen tragischen Irrtum hinwegzusehen und Nachsicht zu üben, zumal die Zeiten kritisch und für jedermann gefahrvoll seien. Inzwischen werde der beklagenswerte Vorfall vielleicht insofern sein Gutes haben, als er den herzlosen, schamlosen Ausbeutern redlicher Mieter zur Warnung dienen und sie daran erinnern könne, dass die Revolution tatsächlich gesiegt habe und die Arbeiter unerschütterlich entschlossen seien, mit allen sozialen und wirtschaftlichen Missständen ein Ende zu machen und für das ihnen bereits angetane Unrecht gebührende Rache zu üben.

Der Jüngere blätterte um, und beide lasen zusammen weiter. Der Schreiber wünschte noch einen weiteren Umstand aufzuklären. Es sei klar, dass man niemandem einen Vorwurf machen könne, dass trotz des peinlichen Versehens derer, die das Werk der Zerstörung angerichtet hatten, das anlässlich des Bombenanschlags geplante Fest dann tatsächlich stattgefunden habe. Die Vorbereitungen hätten Mühe und Kosten verursacht, das Feuerwerk sei acht Tage zuvor bestellt und bezahlt worden, und ein allgemeines Triumphgefühl habe bereits in der Luft gelegen. Es wäre im höchsten Grade beschämend gewesen, die Arbeiterschaft von Veracruz um ihre

Festfreude zu bringen – nicht nur die Arbeiter selbst, sondern auch ihre charmanten Damen und ihre in der neuen Welt der Freiheit für alle aufwachsenden Kinder. Dass ein redlicher Junge, ein schlichter Angehöriger des mit Füßen getretenen Proletariats dabei so vorzeitig sein Leben lassen musste, sei selbstverständlich ein Anlass zu öffentlicher Trauer. Ein grandioses, ehrenvolles Begräbnis für die Überreste dieses Märtyrers der großen Sache der Freiheit und Gerechtigkeit sei vorgesehen, und seine trauernde Familie werde mit einer reichlichen materiellen Entschädigung bedacht werden. Schon sei durch die freiwilligen Beiträge aller Arbeitergewerkschaften der Stadt für zwei Wagenladungen voll Blumenspenden gesorgt; fünf Musikkapellen würden auf dem Weg von der Kathedrale zum Grabe Trauermärsche und Revolutionslieder spielen, und es werde erwartet, dass alle arbeitenden Männer und Frauen, sofern sie nicht gehbehindert seien, an dem großen Trauerzug teilnähmen.

«Puh, es wird heiß hier», sagte der Jüngere, während er sich mit dem Taschentuch unter dem Kragen den Nacken wischte. Der Ältere sagte fast flüsternd und kaum die Lippen bewegend: «Da sieht man's, diese Schweine können sich alles leisten. Ich habe über ein Jahr von keinem von ihnen einen Peso Miete bekommen, wer weiß, ob ich mein Geld je zu sehen kriege. Die sitzen in diesem Block von fünfunddreißig Häusern im Soledad-Viertel und fangen auf meine Kosten Flöhe ...» Die beiden blickten einander ruhig in die Augen. «Es scheint ihnen nicht klar zu sein, dass so was auch mal in die andere Richtung gehen kann.»

Der Jüngere nickte. Sie traten etwas beiseite, wo die Kellner sie nicht hören konnten. «Meine Schuhmacher haben in sieben Monaten viermal gestreikt», erzählte der Jüngere. «Sie sagen mir's fast ins Gesicht, dass sie eines Tages die Fabrik übernehmen werden. Wenn sie das probieren, brennt die ganze Fabrik ab, das verspreche ich Ihnen. Ist alles gut versichert.»

«Worauf warten wir noch?», fragte der Ältere, und in seinem wachsamen Ton lag plötzlich unverhohlene Gewalttätigkeit. «Warum haben wir uns nicht fünfzig Maschinengewehre verschafft und

gestern Abend in diese Feier hineingeschossen? Noch haben sie das Militär nicht in der Hand – warum haben wir keine Truppen angefordert? Fünfzig Maschinengewehre – was sage ich? Warum nicht fünftausend? Warum nicht einen Lastwagen voll Handgranaten? Was ist denn mit uns los? Sind wir denn ganz von Sinnen?»

Der Jüngere starrte angespannt vor sich hin, als fände in seinem Innern ein aufregendes Schauspiel statt. «Es hat ja erst angefangen», sagte er mit genüsslichem Lächeln. «Das soll sich ruhig noch ein bisschen weiterentwickeln, damit sich's auch lohnt. Keine Sorge, wir werden sie zu Brei schlagen. Sie werden nie gewinnen. Die sind wie das liebe Vieh und wissen nicht einmal, dass sie nur um einen Wechsel ihrer Herren kämpfen ... Na, ich werde noch eine Weile der Herr bleiben.»

«Nicht, wenn wir stillsitzen und uns von ihnen überrennen lassen», sagte der Ältere.

«Die werden nie gewinnen», sagte der Jüngere. Sie gingen weiter.

Auch die Zurückbleibenden ließen ihre Zeitungen auf den Terrassentischen liegen und begannen sich langsam zu zerstreuen. Sie bemerkten angewidert, dass die Straßen schon wieder von der neuesten, auf das nächste Schiff wartenden Fremdenschar wimmelten – Zugvögel von Gott weiß woher, die in ihren plumpen Sprachen daherschwatzten. Selbst ihr Spanisch war nicht das Spanisch von Mexiko. Was die Frauen unter ihnen betraf, so waren sie, abgesehen von den gelegentlich auftauchenden echten Mexikanerinnen mit ihrer sanften Schönheit, eine wie die andere, welcher verrückten Nation sie auch angehören mochten, entweder zu dick oder zu dünn, angemalte Vogelscheuchen mittleren Alters oder flachbrüstige junge Dinger mit lauten Stimmen und kurzem Haar, die in Schuhen mit niedrigen Absätzen herumlatschten und unter ihren zu kurzen Röcken Beine zur Schau stellten, die höchstens für die Augen des lieben Gottes bestimmt waren. Gelegentliche Ausnahmen von dieser Regel wurden einfach ignoriert; die Fremden waren als solche abstoßend und albern. Nie wurde man in Veracruz des Zeitvertreibs müde, sich über das Aussehen der ausländischen

Frauen lustig zu machen – über ihre Kleidung, ihre Stimmen, ihr burschikoses, unweibliches Benehmen –, ganz besonders aber über die Frauen aus Nordamerika. Zuweilen brachten oder entführten diese Schiffe reiche, bedeutende Persönlichkeiten; aber gerade weil sie reich und bedeutend waren, zeigten sie sich höchstens in einem vorbeisausenden Auto, oder sie warteten hochmütig zwischen ihren teuren Koffern auf dem Pier oder dem Bahnsteig. Ihr Äußeres war ohnehin nicht das Ausschlaggebende; sie wirkten aus anderen, höheren Gründen lächerlich, denn *sie*, die sich anscheinend völlig ahnungslos und behaglich in einer für sie geschaffenen Welt bewegten, sich von allen bedienen ließen, ohne selbst einen Finger zu rühren – sie waren gebrandmarkt, dem Untergang geweiht – so wenigstens predigten die Arbeiterführer ihren Anhängern –, und man durfte sie schon mit einer gewissen Neugier als aussterbende Rasse betrachten. Die heutigen Neuankömmlinge waren nichts Besonderes, stellten die Beobachter fest – weder besser noch schlechter als gewöhnlich, aber ein paar amüsante Variationen gab es immer.

Der Empfangschef des Hotels trat heraus, um einen Augenblick Tageslicht zu genießen, und die Kellner in ihren fleckigen, zerknitterten weißen Jacken begannen die Tische für die Mittagsmahlzeit vorzubereiten, das heißt, mit ihren Servietten Staub und Krümel von den Tischtüchern zu schlagen. Voller Verachtung blickten sie den Fremden entgegen, mit denen sie sich heute befassen mussten und die jetzt, nachdem sie sich den ganzen Vormittag in der Stadt herumgetrieben hatten, für eine Ruhepause zurückgeschlendert kamen.

Gewiss, die Reisenden waren nicht in bester Form. Steif von dem Versuch, in voller Montur auf ihren Eisenbahnsitzen zu schlafen, mit wehem Herzen, nachdem sie ihr Leben mit den Wurzeln hatten ausreißen müssen, ein wenig bedrückt durch ein geheimnisvolles Gefühl von Fehlschlag, erzwungenem Abschied und – wenn auch nur vorübergehender – Heimatlosigkeit, waren sie aus dem Zug gekrochen, der sie aus dem Landesinnern hierhergebracht hatte. Alle waren nur unzulänglich gewaschen, ungepflegt und staubbedeckt, ihre irgendwie abwesenden Augen waren vor Über-

müdung und Besorgnis dunkel umrandet, und jeder hatte mit Unterschrift und Stempel versehene Papiere bei sich, die bewiesen, dass er dann und dann und dort und dort geboren war, dass er über einen eigenen Namen und eine irgendwie geartete Bleibe in dieser Welt verfügte, dass er die Reise aus guten und hinreichenden Gründen antrat und dass es sich lohnte, seine Habseligkeiten an internationalen Grenzen zu kontrollieren.

Jeder hoffte, diese Papiere würden ihm wenigstens für den Augenblick eine gewisse Immunität gegen die Fährnisse seines Unternehmens verleihen, und jeder hatte zunächst nur den einen Gedanken, sofort, vor allen anderen, zu den verschiedenen Büros, Konsulaten und Dienststellen für dies oder das zu eilen und seine eigenen kostbaren Angelegenheiten zuerst zu regeln; es ließ sich weniger wie eine Reise als wie ein Hindernisrennen an.

Insofern waren sie alle einander gleich, und alle hatten die gleiche Hoffnung. Sie lebten als Einzelne und als Masse einzig und allein auf das Ziel hin, noch an diesem Tag sicher an Bord eines im Hafen liegenden deutschen Schiffs zu gelangen, das ganz Südamerika umrundet hatte und jetzt nach Bremerhaven fuhr. Alarmierende Gerüchte hatten die Reisenden schon vor der Abreise aus Mexico City erreicht. An der ganzen Küste tobten schwere Orkane. In Veracruz konnte es jeden Augenblick zu einer Revolution oder zu einem Generalstreik kommen – zu welchem von beiden, würde sich weisen. In mehreren Küstenstädten war eine leichte Windpockenepidemie ausgebrochen. Bei dieser Nachricht hatten alle Reisenden sich schleunigst impfen lassen, und alle hatten nun ein wenig Fieber und eine verschorfte, eiternde kleine Wunde am Schenkel oder Oberarm. Außerdem wurde erzählt, das deutsche Schiff werde möglicherweise mit Verspätung auslaufen, da es drei Tage lang auf einer Sandbank vor Tampico festgesessen und dadurch Zeit verloren hatte; aber den neuesten Nachrichten zufolge lag es im Hafen und sollte pünktlich ablegen.

Anscheinend reiste man diesmal mehr auf eigene Gefahr als gewöhnlich, und das Benehmen der Reisenden in Veracruz zeigte deutlich, dass nicht die Laune einer Vergnügungsreise, sondern

bittere Notwendigkeit sie dazu trieb, trotz solcher entmutigenden Umstände ihre Pläne in die Tat umzusetzen. Ihre Verhältnisse reichten offensichtlich von bescheidener Wohlhabenheit bis zu beengender Armut, aber jeder litt auf seiner Stufe Mangel. Die Armut ließ sich sofort aus der allgemeinen Angst vor hohen Gebühren schließen, aus dem sorgfältigen Öffnen von Brief- und Handtaschen, den gefurchten Stirnen und ängstlichen Fingern, mit denen sie das Kleingeld Münze um Münze abzählten, dem Erschrecken eines Mannes, der mit der Hand in die innere Rocktasche fuhr und eine furchtbare Sekunde lang den Verlust seines Geldes fürchtete.

Alle glaubten, dass ihr Reiseziel aus irgendeinem Grund begehrenswerter wäre als der Ort, den sie verlassen hatten, verlangten jedoch, dass dieser Ortswechsel so unverzüglich und billig wie möglich vor sich ginge. Warten und Geldausgeben waren ihr gemeinsames Los in den Händen einer Heerschar von professionellen Trinkgeldjägern, Gebühreneinnehmern, halb schlafenden Konsulatsangestellten und gelangweilten Auswanderungsbeamten, die es nicht im Mindesten interessierte, ob die Reisenden ihr Schiff erreichten oder vorher tot umfielen. Sie sahen täglich von morgens bis abends zu viele von dieser Sorte, diesen Fremden, deren biedere Kleidung den beunruhigenden Mief finanzieller und häuslicher Sorgen verströmte. Nein, diesen Typ mochten die Beamten gar nicht; solcherlei Sorgen hatten sie selbst genug.

Fast vierundzwanzig Stunden lang (denn die Taxifahrer streikten) liefen die namen- und gesichtslosen Reisenden, sich kaum noch als Menschen fühlend, ihre mannigfaltigen Kümmernisse, Erinnerungen, Absichten und durchkreuzten Pläne mit sich herumtragend, unermüdlich und schwitzend, der Verzweiflung nahe und mit leerem Magen (denn Bäcker und Eisverkäufer streikten ebenfalls) vom Hotel zur Auswanderungsbehörde, von der Auswanderungsbehörde zum Zollamt, vom Zollamt zum Konsulat, vom Konsulat zum Schiff und vom Schiff zum Bahnhof – ein letzter Versuch, die zerfaserten Enden ihrer Schicksale und Besitztümer zu fassen zu bekommen. Jedem war am Bahnhof sein Gepäck von einem Träger entrissen worden, der unverzüglich und gebieterisch die Führung



Katherine Anne Porter

Das Narrenschiff

Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 704 Seiten,

13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7175-2220-1

Manesse

Erscheinungstermin: September 2010

Der große Gesellschaftsroman des 20. Jahrhunderts in einer wunderbaren Neuausgabe

Die Wiederentdeckung eines Meisterwerks: «Das Narrenschiff», bei Erscheinen im Jahre 1962 als weltliterarisches Ereignis gefeiert, setzte dem Versagen unserer Zivilisation am Vorabend der Nazi-Barbarei ein eindrucksvolles Mahnmal. Zugleich ist Katherine Anne Porters Gesellschaftssatire eine zeitlos gültige Kritik am chronischen Unverstand des Menschengeschlechts. Oder um es mit den Worten der Autorin zu sagen: «Wir alle sind Passagiere auf diesem Schiff.»

August 1931: Im Hafen von Veracruz tummelt sich eine bunt zusammengewürfelte Reisegesellschaft, um sich nach Bremerhaven einzuschiffen. Deutsche, Schweizer, ein Schwede, drei Amerikaner, eine Handvoll Mexikaner und Spanier – die unterschiedlichsten Menschen, die unterschiedlichsten Schicksale, doch alsbald zeigt sich, dass niemand ernsthaft am anderen interessiert ist. Das einzige, worin man sich einig zu sein scheint, sind Egoismus und Ignoranz. Und so beginnt, kaum dass der Anker gelichtet ist, das große Taxieren, Ausgrenzen, Abkanzeln. Moralische Vorurteile werden ebenso laut wie soziale oder rassische. Vor allem am Kapitänstisch, wo man sich unter seinesgleichen wähnt, nimmt man kein Blatt vor den Mund. Distinguierte Damen erweisen sich als skrupellose Intrigantinnen, graumelierte Herren als zynische Menschenverächter, die bei deutschem «Schaumwein» völkische Ressentiments zum Besten geben. Und als in Havanna Hunderte spanischer Plantagenarbeiter ins Zwischendeck der «Vera» gepfercht werden, fühlt man sich erst richtig als Mensch erster Klasse und darf je nach Gemütslage die Nase rümpfen oder sich gerührt die Augen tupfen.

Charakteristisch für den herrschenden Irrsinn auch die Szene, in der die Bulldogge eines deutschen Professorenpaars von zwei kleinen Quälgeistern ins Meer geworfen wird; ein Baske aus dem Zwischendeck springt hinterher, rettet das Tier und ertrinkt dabei in den Fluten. Doch keinem kommt es in den Sinn, dem selbstlosen Retter eine Träne nachzuweinen. So geht nicht nur die Bulldogge über Bord, sondern auch die Moral und jeglicher menschliche Anstand.

Was schlimm begonnen hat, kommt noch schlimmer. Mit jedem Tag an Bord der «Vera» nimmt die Gereiztheit zu, immer ungenierter zeigen die Menschen ihre Schwächen und Laster – ihre Verachtung füreinander, ihren Überdruß, ihre Gleichgültigkeit und Verkommenheit. Die

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Situation an Bord droht zu eskalieren. Angeheizt von den erotischen Verführungskünsten der Zarzuela-Tänzerinnen, mündet das närrische Treiben in ein Maskenfest, bei dem auch die letzten zivilisatorischen Tabus fallen. Das Narrenschiff wird zum schwimmenden Bordell.

Mit einem ganz und gar illusionslosen Welt- und Menschenbild und einer moralischen Radikalität, die so gar nichts Versöhnliches an sich hat, sorgte Porters Satire in den Sechzigerjahren für ungeheures Aufsehen. Von der New York Times unter die größten Romane der letzten hundert Jahre gereiht, wurde «Ship of Fools» auf Anhieb ein Bestseller und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Wenige Jahre nach Erscheinen verfilmte Regisseur Stanley Kramer Porters Vorlage mit internationaler Starbesetzung: Vivien Leigh, Simone Signoret, Oskar Werner, Heinz Rühmann, José Ferrer u.a.



[Der Titel im Katalog](#)